



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Riegel, Herman: Die Fremdwörterseuche : (Fortsetzung.) : 2. Der Kampf
gegen das Übel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Debatte hinsichtlich der sozialen Angelegenheiten das beste vorführte, und daß andererseits den praktischen Juristen die soziale Bewegung nach allen Seiten hin eine völlig dunkle blieb, jene Gefahr verschärfe und den Staatsgewalten den Weg, der hier ungesäumt einzuschlagen ist, bezeichnen müsse.



Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.

(Fortsetzung.)

2. Der Kampf gegen das Übel.



an kann sich nicht wundern, daß die deutsche Sprache im vorigen Jahrhundert tief herabgekommen war. Unser großes nationales Unglück im siebzehnten Jahrhundert, das mächtige Emporblühen Frankreichs, die stets sich wiederholende Überschwemmung Deutschlands mit fremdem Kriegsvolk und einige andre Umstände erklären dies vollkommen. Auch darüber kann man sich nicht wundern, daß in den Werken unsrer Klassiker seit Klopstock und Lessing noch hier und da ein Ueberbleibsel dieser sprachlichen Entartung sich geltend macht; auch dies erklärt sich natürlich und von selbst. Aber darüber kann man sich billigerweise höchlichst wundern, daß wir heute, trotz des Vorgangs unsrer großen Dichter, trotz unsers nationalen Aufschwungs, trotz des neuen deutschen Reiches wieder bei der sprachlichen Entartung der Barockzeit angelangt sind und sie selbst noch übertreffen. Und während damals die erwachende Nation in ihren bessern Teilen diese Entartung von sich stieß, sehen wir heute weit und breit die fremden Schmaroker mit einer Vorliebe gesucht und gepflegt, die den Vaterlandsfreund mit Unwillen, Kummer und Beschämung erfüllen muß. Man fragt sich: wie ist das möglich? Man fragt sich nach den Gründen der Erscheinung, den äußern und den innern. Ja, wie wir geschichtlich zu dem Unheil gekommen sind, läßt sich begreifen, aber wie dasselbe heute, statt geringer zu werden, immer größer wird, das ist kaum zu fassen. Was ich davon habe beobachten und einsehen können, will ich versuchen kurz anzudeuten.

Der eigentliche Grund oder Hauptgrund, von dem ich auch schon oben gesprochen habe, scheint mir die Gewohnheit zu sein. Wir haben das Übel von unsern Vorfahren überkommen, und es ist auf uns übergegangen, ohne daß wir es gemerkt haben. Die Gewohnheit hat auch hier Ammendienste versehen, und so ist in unser Blut übergegangen, was doch Gift ist. Nur wer es als solches

erkannt und dazu den rechten Willen gehabt, hat es von sich gestoßen und der Gewohnheit den Krieg erklärt. Aber es giebt keinen Stillstand. Alles nimmt entweder ab oder wächst, denn das ist das Gesetz des Lebens. Und diese Gewohnheit ist gewachsen und wächst gerade in unsern Tagen auf eine erschreckende Weise. Die innern Anlässe oder Gründe, die ihr dazu helfen, sind wesentlich dieselben, welche sie ehemals ins Dasein riefen, Dinge sehr unerfreulicher Art.

Zwar führen die Sprachmischer und Wortmenger gern vernünftige Gründe für ihre schlechte Gewohnheit an. Sie sagen, der fremde Ausdruck sei treffender und kürzer als ein schwerfälliger und langer deutscher, und dafür ziehen sie einige Beispiele an, die ihnen scheinbar recht geben, ja die ihnen wirklich bisweilen recht geben müßten, wenn die Voraussetzung, die sie stillschweigend unter-schieben, haltbar und richtig wäre. Denn ist Kürze das Wesen und der Zweck der Sprache? Und ist denn das Fremdsprachliche für den Deutschen, der nur deutsch versteht, treffender als das Deutsche selbst? Ist Ventriloquist kürzer und treffender als Bauchredner? Ist Prestidigitateur treffender und kürzer als Taschenspieler? Ist Toilette machen treffender und kürzer als sich anziehen oder umziehen? Ist Inaugurationsprozession kürzer und treffender als Festzug? Wenn ich also auch wirklich einzelne Fälle ausnehmen wollte, wo es sich um Wörter handelt, für die wir keine bestimmten guten deutschen Ausdrücke von derselben Bedeutung haben oder noch nicht gefunden haben, so muß ich doch alle die sogenannten vernünftigen Gründe für eitel Selbstbetrug und Schwindel halten.

Ursprünglich ist die Sucht, Fremdwörter an Stelle von deutschen zu gebrauchen, aus Vornehmthuerei und Dünkel hervorgegangen, und sie ist genährt worden durch den allgemeinen äffischen Nachahmungstrieb im Menschen und die alte schwächliche Vorliebe für Fremdes überhaupt in uns Deutschen. Die Gelehrten gefielen sich darin, in ihr Deutsch eine Menge lateinischer Ausdrücke und Redensarten einzumengen, und je weniger sie von Nichtgelehrten verstanden werden konnten, umso gelehrter kamen sie sich vor. Die Höflinge machten es mit dem Französischen ebenso, und alles, was nach den Höfen hinschielte, machte es auch hierin den Höflingen nach; man lauderwälschte mit Wollust, und je weniger man von einem Deutschen, der nicht französisch gelernt hatte, der also bloß ein gewöhnlicher Kerl war, verstanden werden konnte, umso vornehmer dünkte man sich. Beide Beweggründe sind auch heute besonders wirksam, um die schlechte Gewohnheit zu erweitern. Dazu kommt eine eigentümliche Furcht, unter gewissen Verhältnissen schlecht und recht mit der Wahrheit herauszurücken, und eine krankhafte Neigung, selbst das einfachste und natürlichste zu bemänteln und zu beschönigen. Man sagt in sogenannter guter Gesellschaft nicht: der oder die ist beschränkt, sondern bornirt, man schwigt nicht in guter Gesellschaft, wenn man auch bei 30 Grad Réaumur förmlich trieft, man transpirirt immer nur. Man schlägt auch einem guten Bekannten oder einem angesehenen Manne nichts

ab, man refüßirt. Selbst die Betrüger und Unterschlager heißen heutzutage Defraudanten. Betrügen! Pfui, wer wird betrügen sagen? „Comment Made-moiselle? — ruft der Betrüger in Lessings »Minna von Barnhelm« aus — betrügen? Corriger la fortune! Das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprach! für ein plump Sprach!“ Die „deutsch Sprach“ hat seitdem etwas gelernt, sie sagt jetzt ganz hofmäßig defraudiren und fraudiren.

Auch im entgegengesetzten Sinne, wenn einem anerkennenden Begriffe etwas von seinem Werte entzogen werden soll, wird ein Fremdwort eingeschoben; so wird statt achten estimiren gebraucht. Bisweilen erscheint dem üblichen Fremdworte gegenüber der echte, deutsche Ausdruck zu gewählt; man fürchtet gegen die Gewohnheit zu verstoßen und sagt hundertmal für ein Friseur statt Friesler oder Haarkräusler, Coiffure statt Kopfsuß, gratuliren statt beglückwünschen, Collier statt Halschmuck u. s. w. Oder der deutsche Ausdruck erscheint zu innerlich und gemütvoll im Vergleich zu dem mehr äußerlichen und kalten Fremdwort, und man hält ihn deshalb zu Gunsten des letztern zurück. Deshalb sagt man viel öfter intim statt vertraut. Wie auch immer das Verhältnis des einen zum andern im einzelnen und besondern sei, im allgemeinen stellt das Fremdwort eine Entfremdung von der Wahrheit, Schlichtheit und Einfachheit dar, eine Verschiebung falschen Scheines und eine Verdunkelung echter deutscher Art, oder mit einem Worte eine innere Abkehr von der Natur unsrer Sprache.

Wieviel aber wird gegen die Natur überhaupt fort und fort gesündigt und verstoßen aus Dummheit, Eitelkeit und Ziererei! Da klemmt sich ein grüner Jüngling im stolzen Unsterblichkeitsdrange einen Zwicker vor seine Augen, die ihm die gütige Natur kerngesund bescheert hat, um, wie er meint, nach mehr auszufehen. Oder ein junges Mädchen schnürt sich unsinnig, um, wie sie denkt, schöner auszufehen, und dabei verkrüppelt ihre von Natur gesunde Leber. Aber dem Zwickeraffen wie der Schnürnärin ist beides Gewohnheit geworden, so hart ihnen anfangs auch der Zwang ankam. Er kann den Klemmer nicht mehr entbehren, ist wirklich kurzsichtig geworden und blickt ohne das Ding blöde und unsicher in die Welt hinein; sie kann ohne festen Schnürleib nicht mehr gerade stehen, und frei bewegen kann sie sich überhaupt nicht. Die Macht der Gewohnheit hat die Natur überwunden, sie empfinden und kennen die Unnatur nicht mehr. Wozu sie sich aus Eitelkeit und Nartheit erst haben zwingen müssen, ist ihnen Lebensbedingung geworden — auf Kosten ihrer Gesundheit, Tüchtigkeit und Lebensdauer. So ist es auch mit der Sprache. Aus Afferei ist ihr Gewalt angethan; die Afferei ist zur Gewohnheit geworden, und Afferei nährt fort und fort die Krankheit. So ist die gesunde Natur unsrer edeln Sprache geschädigt worden und unnatürliche Entartung eingerissen. Diejenigen, welchen der fremde Wortmischmasch zur Gewohnheit geworden ist, haben einen Teil ihrer eignen Muttersprache verlernt oder niemals gelernt. Sie haben den fremden Zwicker

auf der Nase und den ausländischen Schnürleib um die Brust: der gesunde Begriff von Wesen und Geist, von Reichtum und Schönheit der deutschen Sprache ist ihnen verdeckt und eingeengt.

Aber so alt das Übel, so alt ist auch der Kampf gegen dasselbe. Es hat nie an Vorstellungen und Ermahnungen gefehlt, von der verderblichen Gewohnheit abzulassen, und ich könnte eine große Menge von Beweisstellen hierfür beibringen. Da es aber keinen Wert haben kann, eine vollständige Aufzählung aller Namen, die in dieser Beziehung hier genannt werden könnten, zu geben, so beschränke ich mich darauf, aus der Vergangenheit als Beispiele einige Stimmen von Männern wachzurufen, die diesem Unfug entgegentraten und das Kind beim rechten Namen nannten.

Am ehesten dürfte, wenn man von der Unart der höfischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wie billig, absieht, eine umfänglichere Vermischung unsrer Sprache, oder richtiger ihres niederdeutschen Zweiges, unter Einfluß der burgundischen und spanischen Fürsten, in den Niederlanden stattgefunden haben. Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war diese Vermischung, besonders in den südlichen Landesteilen, schon eine sehr starke und entstellende geworden. Das Niederländische, Blämische, oder wie er es selbst nennt, das Deutsche, welches z. B. Rubens schrieb, war durchsetzt mit Fremdwörtern. Und so mag denn hier auch zuerst ein Niederländer sprechen, der sich erhebt zur Verteidigung seiner niederdeutschen Sprache, die auch er die deutsche nennt. Samuel Ampzing sagt in der Einleitung zu seiner „Beschreibung der Stadt Haerlem,“ die 1628 in Harlem erschien, folgendes: „Muß denn nicht ein jeder rechtschaffene, redliche und verständige Mensch und vornehmlich der, der sich in andern Sprachen geübt hat, seiner Muttersprache soviel Liebe zutragen, daß es ihm nicht gleich sei, wie er schreibe und spreche, und ob seine Sprache verwildere oder verfallt. . . . So will ich denn auch wohl, daß wir von dieser unsrer köstlichen und löblichen Sprache etwas mehr Werks machten und für ihre Ehre mehr eiferten, als wir gemeinlich thun. Ja, es ist nur zu wahr und mehr als bekannt, daß sie gerade von den Gelehrtesten selbst, die ihr die Hand bieten müßten, durch fremde und ausländische Wörter ganz entartet und verdorben wird: die dann erst meinen gelehrt und zierlich zu sprechen, wenn sie durch solche aufgeraffte, undeutsche und unbekannte Wörter ihre Muttersprache öffentlich brandmarken. Man banne diese Wörter doch aus unsrer Sprache, soviel es möglich ist. Will jemand Französisch oder Lateinisch sprechen, dann kann er es ja thun: aber man lasse unsre Sprache ungeschändet in ihrer Vollkommenheit. . . Ich weiß es wohl, daß uns diese Art zu sprechen durch lange Gewohnheit von den Schulen und nachher in Mund und Ohren gewachsen ist: nichtsdestoweniger wenn jemand was schreiben und ans Licht geben will, so muß er fleißig acht nehmen, zum ersten, daß er deutsch und darnach daß er gutes und reines Deutsch rede; auf daß unsre Sprache nicht verwälcht

und gebrochen, sondern aufrecht bleibe und nach ihrer ursprünglichen Art gesprochen werde.“

Das alles paßt auch auf das Hochdeutsche und auf die heutige Zeit. Übrigens wurde zu derselben Zeit, als Ampzing lebte, und auch schon früher in Deutschland selbst die Sucht, dem Ausländischen nachzulaufen und die Sprache mit fremden Wörtern zu entstellen, vielfach schmerzlich empfunden. Aus dem Wunsche, dem Übel entgegenzuwirken, entstand die „Fruchtbringende Gesellschaft,“ deren Stiftung bereits im Jahre 1617 erfolgte. Einer ihrer wesentlichen Zwecke bestand nach den Satzungen der Gesellschaft darin, daß „man die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung frembder außländischer Fliskwörter, aufs möglichste und thunlichste erhalte, und sich so wol der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime=dichten befleißige.“ Dieser Zweck wurde festgehalten. Im Jahre 1646 gab der Fürst zu Anhalt-Köthen in Frankfurt am Main ein jetzt sehr selten gewordenes Kupferwerk „Der fruchtbringenden Gesellschaft Rahmen und Vorhaben u. s. w.“ heraus, in welchem ein „Kurzer Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben“ den Kupfern vorangeht. In diesem Vorbericht liest man beinahe wörtlich die oben mitgeteilte Stelle und dann noch folgende Erörterung: „... weil unsere weitgeehrte hochdeutsche Muttersprache so wol an alten, schönen und zierlichen Reden, als auch an überflusse eigentlicher und wolbedeütlicher Wort, so iede sachen besser, als die frembden recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen vorzug hat: Das ebener gestalt darauf möchte gedacht werden, wie eine sothane Gesellschaft zu erwecken und anzustellen, darinnen man in gut rein deütlich reden, schreiben, auch anders, so bey dergleichen zusammensetzung und erhebung der Muttersprache, (darzu ieder von Natur verpflichtet) gebräuchlich und dienlich, vornemen möchte.“

Deutlicher und derber drückt sich Georg Neumark in seiner zu Weimar 1668 unter dem Titel „Der Neu=Sprossende Teutsche Palmbaum“ herausgegebenen Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft aus, indem er den bezeichneten Zweck derselben dahin erläutert, „daß wir unsre Muttersprache vor allen Dingen, von dem Unflat bettlerischer Wortbesudelung, so viel jedem möglich, ausreüten, säubern, auszieren, und keineswegs damit ferner behelligen: Sondern dieselbe dagegen in ihrer Grundfeste und rechtem Verstande erhalten, behalten, und fortzupflanzen, uns höchlich angelegen seyn lassen.“

Nach dem Beispiele der „fruchtbringenden“ bildeten sich nach und nach verschiedene andre Gesellschaften zu denselben löblichen Zwecken, doch war ihnen allen, wie der „fruchtbringenden“ selbst, das schwülstige, überladene Beiwerk, womit sie, dem allgemeinen Geschmacke der Zeit gemäß, ihr Thun und Treiben umgaben, vielfach hinderlich. Immerhin aber wirkten sie anregend und heilsam.

Da ist zunächst Philipp von Besen zu nennen, der 1643 zu Hamburg eine „Deutschgesinnte Genossenschaft“ stiftete und gleichzeitig eine „Hoch=Deutsche

Sprach-übung“ erscheinen ließ, in der er sich auch gegen die fremden, ganz besonders die französischen Wörter wandte, damit „wiew aus unserer edlen Hochdeutschen Sprache nicht eine barbarische machen.“

Ferner Justus Georg Schottelius, der 1641 zu Braunschweig eine „Teutsche Sprachkunst“ herausgab, „darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen auß ihren Gründen erhoben u. s. w.“ Er spricht darin mit Eifer gegen die fremden Wörter, besonders gegen die terminos, die eine steifbeinige Gelehrsamkeit auch in der deutschen Sprachlehre festgehalten haben wollte. Der Hauptgedanke, von dem er ausgeht, ist folgender: „Derseibiger Gebrauch, dem ein Hauptgesetz oder der Grund der Sprachen entgegen laufft, ist kein Gebrauch, sondern eine mißbräuchliche Verfälschung.“ Dann sagt er weiter: „Derowegen habe ich es bey mir für einen Eckel und Schande gehalten, etwas von Athen oder Rom zu erbetteln, welches in unserem Teutschlande schöner, safftiger und dem Teutschen Verstande deutlicher und kräftiger vorhanden ist. Daß aber hie etliche vermeinen möchten, man vermüge nicht, oder man vermüge doch so eigentlich nicht die Terminos oder verba artium in Teutscher Sprache zu geben, wie sie in Griechischer und Lateinischer befindlich sind, solches ist nur eine öffentliche Bekenntniß ihrer unkündigkeit, und derselben Meynung im grunde irrig, falsch und nichtig.“ Diesen Gedanken führt er dann des weiteren aus und gelangt endlich zu der entschiedenen Erklärung: „Diß muß einer beweisen, wer da einen mißgünstigen zweiffel recht ausbrüten wil: Ob unsere teutschen Kunstwörter nicht können eben so gründlich, vernemlich und wollautend außdrücken und anzeigen das Ding, dessen Kunstmäßige Wörter sie sind, und ob sie nicht in einer geringen Lehrzeit durch kurze gewohnheit eben so beliebt und unserem Verstande annehmlich werden können, als die Griechische oder Lateinische. Kan er daß, so führet er den Titul eines Klügelmeisters mit ehren: wo nicht (es wird aber niemand können, und wil doch stete Grillen haben, und einen stinkenden klügelsüchtigen Athem von sich blasen,) so soll man ihn mit faulen Eyeren hinauß werffen, und seinen Nahmen nicht würdigen mit teutschen Buchstaben zu schreiben. Und dieses rede ich aus trieb sonderlicher wichtiger Uhrsachen: sintemal die teutsche Sprache von keinen mechtigern Feinden überfallen, noch von einem giftigeren Unsterne überstralet werden kan, als daß bald einer, und ander, so doch noch nicht angefangen ein Vernschüler darin zu werden, gar gebietender massen ein Richter seyn, und das Winkelseisen nach dem Grundsteine abformen, daß ist, den Verstand nach seinem Unverstande abmessen wil: Dadurch denn alle Früchte und die grünende Blüte unserer Muttersprache, in ihrer ersten Geburt wird ersticket, also daß sie zu keinem vollen Wachsthume gerahen kan, sondern ein dörnichtetes Gebüsch und zertretenes Gestrütticht verbleiben muß. Schließlich so mangelt es der teutschen Sprache durchauß nicht an einigem Kunstwerte, sondern uns am rechten Verstande unserer Sprache.“ Rechte und gerechte Worte, welche verdienen an

die Mauern der Städte zur Nachachtung und Beherzigung geschlagen zu werden.

Auch Leibniz trat für die gute Sache ein. Im Jahre 1697 schrieb er seine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache,“*) in denen er „unsre Haupt- und Helden-Sprache“ gegen den „abscheulich überhand genommenen Mischmasch“ kräftig verteidigt. Er erklärt, wie es gekommen sei, daß, da „man im Jahrhundert der Reformation ziemlich rein Teutsch redete,“ nun seit dem dreißigjährigen Kriege, „da Teuschland von fremden Völkern, wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, nicht weniger unsre Sprache, als unser Gut in die Kappuse gingen.“ Französische Sprache und Wesen habe überhandgenommen, man habe „Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen,“ man sei darnach erzogen und habe „einen Stel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrungheit angenommen.“ Leibniz erörtert dann kurz das Wesen und die Natur unsrer Sprache und bezeichnet die Mittel, um „dem einbrechenden Sturm der fremden Worte sich zu widersetzen.“ Insbesondere will er die eigentlich schöne Literatur geschützt wissen und ist der Ansicht, daß, wie schon oben bemerkt, „in einem sonst schönen Teutschen Gedichte ein Französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde.“ Endlich hofft er einen günstigen Erfolg von einer Vereinigung „Teutschgesinnter Personen.“ Dieser Hoffnung und Meinung hat er in seiner wahrscheinlich bereits erheblich früher geschriebenen „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer Teutsch-gesintten Gesellschaft“ noch deutlichere Worte geliehen. Er erzählt auch hier zuerst, wie die französische Mode über uns und unsre Sprache gekommen sei, und findet nichts Rühmliches und Vorteilhaftes in dieser „zu einer ansteckenden Landseuche“ gewordenen Narretei. Eines aber — fährt er fort — „were zu loben, wenn die französische Mode das übermäßige Sauffen abbringen könnte; doch sage ich, man werde den Teufel mit Beelzebub vertreiben, und bin ich fast der Meinung, daß weiland ein trunkener alter Teutscher in Reden und Schreiben mehr Verstand hat spüren lassen, als anjezo ein nüchterner französischer Affe thun wird.“ So eifert er weiter und gelangt zu der „Meinung, es solten einige wohlmeinende Personen zusammentreten, und unter höherem Schuz eine Teutschgesinte Gesellschaft stifften; deren Absehen auf alle dasjenige gerichtet seyn solle, so den teutschen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten können.“ Und dahin rechnet er besonders, daß „dahin zu trachten seyn würde, wie allerhand nachdrückliche, nützliche, auch annehmliche Kernschriften in teutscher Sprache verfertigt werden möchten, damit der Lauff der Barbarey gehämmet, und die in den Tag hinein schreiben beschähmet werden mögen.“ So hofft er schließlich auf eine „Aus-

*) In Leibniz' „Deutschen Schriften“ I. (Berlin, 1838.)

musterung des fremdden Affenwercks“ und andre wichtige Vorteile „zu Ruhm und Wohlfarth teutscher Nation.“

Leibniz war bemüht, diese seine guten Absichten durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Stiftung im Jahre 1700 bekanntlich durch ihn beeinflusst war, zu verwirklichen. Wir werden sogleich an das, was die Akademie in dieser Hinsicht geleistet und nicht geleistet hat, mit einigen Worten erinnern, lassen aber zuvor noch einige andre treffliche Männer reden.

Da ist zunächst ein Unbekannter, der sich nur D. J. G. S. nennt und der 1737 zu Hildesheim eine „Ausführliche Abhandlung vom Ursprung und Aufnahme der Deutschen Sprache u. s. w.“ herausgegeben hat.)* Darin sagt er: „Mehr als zuviel ist bekant, wie die teutsche Sprache ihre eigene Wörter verlieren, deutlos und unbekant lassen, ihren herrlichen Reichthum verarmen sehen, und ihre eigene reinliche Gestalt verfrömdet und verschandflektet leiden muß, in dem nicht allein einem jeden nach Beliebung, durch gestatteten Mißbrauch freygelassen wird allerley Wörter aus allerley Sprachen hinein zulappen, als ob kein zierliche Rede geschehen, noch einige Schrift abgefasset werden könnte, Bier und Wohlstand sey dann von Frömden entlehnet, und unsere so herrliche, prächtige, Majestätische Sprache zur armen hungrigen Bettlerin gemacht.“

Ihm folgt Johann Christoph Gottsched. Er schrieb eine „Vollständige und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst u. s. w.“ die zuerst 1748 zu Leipzig und darnach noch wiederholt erschien.**) Dieser erklärt es für „eine unnöthige Mengesucht einiger vormaligen Schriftsteller, daß sie sich unzählige fremde Wörter angewöhnet, die man eben sowohl deutsch geben kann, wenn man nur in guten deutschen Büchern ein wenig belesen ist.“ Er stellt als Grundsatz auf: „Wo im Deutschen gute Worte vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen,“ lehnt sich gegen das „Ottergezücht“ unnötiger Fremdlinge mit Entschiedenheit auf und macht zahlreiche Vorschläge zur Ersetzung der fremden durch gute deutsche Wörter.

Der dritte ist Lessing, Gotthold Ephraim Lessing in eigener Person. Im Februar 1759 gab er den vierzehnten seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ heraus, in welchem er von der „Sprache des Herrn Wieland,“ wie sie die ersten Schriften des damals sechsundzwanzigjährigen Dichters zeigten, handelt. Wielands Anlehnung an die Franzosen hatte ihn schon herausgefordert, und nun fand er auch die Sprache unrein und schlecht. Er meint, Wieland hätte in der Schweiz, wo er sich damals aufhielt, nicht bloß den Geist und den eigentümlichen Schwung unsrer Sprache verlernt; „er muß sogar — fährt

*) Doch wohl derselbe D. J. G. S., der die „Kodexphilosophie“ geschrieben? Dieser hieß, wie wir zufällig von sachkundiger Seite wissen. Johann Georg Schmidt. D. Red.

***) Mir liegt die fünfte Auflage von 1762 vor.

Lessing wörtlich fort — eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum bestimmen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weises liest. *Vicenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität* — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. Binge sagt Herr Wieland sogar“ — für Leinen oder Wäsche nämlich. Wie viele von denen, die heute Lessing immer im Munde führen, schreiben ein Deutsch, das dem großen Manne denselben Ekel erwecken müßte. Möchten sie doch Lessing weniger im Munde führen und mehr im Herzen tragen!

Endlich Klopstock, der gewaltige Dichter, der sich um unsre Sprache unsterbliche Verdienste errungen hat. Klopstock eifert in seiner 1774 veröffentlichten „Deutschen Gelehrtenrepublik“ gegen das Fremde und die fremden Wörter und ist der Meinung, daß derjenige, der stets „ausländische Worte ohne Bedürfniß in die Sprache mischt, den Hund tragen“ solle, als ein Zeichen schmähhlichen Hohnes — ein Seitenstück zu den faulen Eiern des alten, trefflichen Schottelius.

Sch komme nun auf die Wirksamkeit der Berliner Akademie der Wissenschaften zurück. In ihrer Stiftungsurkunde wurde der Akademie die Aufgabe gestellt, das, „was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit zu besorgen.“ Aber Friedrich der Große, der bald nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1744 der Akademie neue Satzungen gab, empfahl ihr zwar mit Nachdruck die Pflege der deutschen Sprache, doch wurde gleichzeitig die französische Sprache für ihre eignen Abhandlungen eingeführt, und damit die deutsche Sprache wieder herabgesetzt und ausgeschlossen. Erst etwa fünfzig Jahre später, 1792, erinnerte sich der verdienstvolle Minister Graf von Herzberg, welcher Kurator der Akademie war, der dieser Anstalt schon in die Wiege gelegten hochwichtigen Aufgabe. Er vereinigte die deutschen Mitglieder der Akademie „zur Ausführung des großen Planes, den der unsterbliche Leibnitz schon bei Errichtung der Akademie zu Anfang des Jahrhunderts bezweckte, nämlich auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuwirken.“ Es wurde ein eigener Ausschuß bestellt, und die Akademie schrieb darnach fünf Preisfragen aus, die sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von den eingedrungenen Fremdwörtern beziehen. Die hierdurch veranlaßte Abhandlung Joachim Heinrich Campe, „Grundsätze, Regeln und Gränzen der Verdeutschung,“ ist erweitert und mit einem Wörterverzeichnis versehen als „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ erschienen 1801 zu Braunschweig. Den zweiten Preis hatte August Rinderling erhalten, dessen Abhandlung „Über die Reinigkeit der Deutschen Sprache u. s. w.“ bereits 1795 zu Berlin herausgegeben wurde. Ich will auf diese verdienstlichen Bemühungen

hier nicht weiter eingehen, da sie gelehrter Art sind und die Kraft eines offenen Aufrufes, der recht aus dem Herzen käme, nicht besitzen. Auch ist wohl allgemein bekannt, was dieselben und was namentlich Campe gutes gewirkt haben.

So hat das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert durch gewichtige Stimmen Verwahrung eingelegt gegen den Mißbrauch einer übermäßigen, unnötigen und läppiſchen Anwendung von Fremdwörtern. Einen besondern Aufschwung aber erhielten diese Bestrebungen in den unglücklichen Jahren der Fremdherrschaft, wo jeder nur einigermaßen vaterländisch gesinnte Mann sich anklammerte an deutsche Art und Sprache, fremde Art und Sprache von sich stieß und sich schämte, durch Einmischung fremder Wörter, die überwiegend der Sprache seiner Unterjocher angehörten, seine herrliche deutsche Muttersprache zu besudeln.

Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ hallen auf jedem Blatte von jenem starken, edeln, erhebenden Nationalgeföhle wieder, welches das ganze deutsche Leben durchtränken und erneuen wollte, und welches ganz von selbst auch der deutschen Sprache ihren natürlichen Adel, ihre alte Würde, Reinheit und Schönheit sichern mußte. Mit welchem Erfolge dies Fichte selbst that, das lehrt die Sprache dieser Reden, die auch hinsichtlich ihrer Reinheit von fremden Flecken und ausländischem Flickwerk mustergiltig ist.

Arndt erhob seine männliche Stimme, um die Deutschen zum Selbstbewußtsein und Selbstgeföhle zu erheben, auch hinsichtlich der Sprache. In seiner 1813 herausgegebenen Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache“ sagt er: „Wenn unsere höhere Welt teutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Wort und einer französischen Wendung? wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefecht sprechen und es beschreiben, gebärden wir uns nicht als hätten wir gar keine Sprache, als sayen wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als sayen wir in den Anfängen unserer Bildung und müssen alles von Fremden holen? wir Reichen, die wir vergessen haben, wie reich wir sind!“ Er schildert es als die „schimpflichste Faulheit,“ daß wir „von den Franzosen Benennungen borgen, welche sie von den Toten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weise aufgestutzt haben und welche die Geläufigkeit ihrer Zungen in die eigene und in fremde Sprachen einföhrt.“ Er hätte noch hinzufügen können, daß wir sogar solche Wörter, die die Franzosen von uns selbst entliehen und aufgestutzt haben, von ihnen wieder angenommen haben: Boulevard, Boutique, Blanchette, Quai, Pedell, Bivouac, Blokade, Bresche, Escadron, Etappe, Waggon und vieles andre. Das ist doch wohl der höchste Grad schimpflicher Faulheit und nationaler Stumpfheit in sprachlicher Hinsicht. „Sollen wir nicht — fragt Arndt solchen Zuständen gegenüber — endlich wenigstens lächerlich nennen, was jedes andre Volk schlecht nennen würde?“ Freilich, das Jahr 1813 war keine Zeit zum Lachen. Doch konnte der Spott dieser Frage vielleicht damals manch ernstes Gemüt röhren und zu einem heilsamen Entschlusse erheben.

Friedrich Schlegel, der zuerst selbst ungeheuerlich gesündigt hatte, wie man z. B. an Stellen seines ersten Werkes „Die Griechen und Römer“ (Hamburg, 1797) sehen kann, bekehrte sich später und schalt über die bei uns herrschende „furchtbare Sprachverwilderung.“*) Er sagte: „Das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will, was viele unsrer Schriftsteller schreiben, ich meine auch solche, die ich selbst an Geist und Gehalt zu den bessern und besten zähle, kann ich wenigstens für Deutsch garnicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterwesen ist es, ein widerwärtiger Mischling, aus dem Abfall aller andern Sprachen, besonders der französischen, durch einander gerührt.“

Doch genug der strafenden und warnenden Stimmen aus frühern Tagen. Nur noch einen führe ich an, den großen Meister unsern Sprache: Jakob Grimm. Er sagt: Kaum ein anderes höheres recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte sprache, in deren volle gewähr und reichen schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. zur schmählichen fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten wörter hinten setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pendantische barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden ausdrücke, deren einmengen unserer sprache schändet; dann werden sie wie flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles grossen heils bewusst sein wird, das ihm aus seiner sprache hervorgeht.**) Ähnlich spricht er sich auch im Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch“ aus; hier giebt er seiner Hoffnung auf Besserung in folgenden Worten Ausdruck: Wie der stolz auf unsre eigne sprache, der oft noch schlummert, einmal heller wacht und die bekantschaft mit allen mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere ausdrücke zu gewinnen, wird auch die anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.

Das ist allerdings richtig. Wenn der Stolz auf unsre Sprache in der Gesamtheit der Nation wüchse und kräftig würde, dann würde auch der Unfug mit den unnötigen und affigen Fremdwörtern beschränkt werden. Aber leider merkt man noch blutwenig von diesem Stolze, und inzwischen leidet die Sprache unerfeglichen Schaden. Könnte man doch die Sprachfälscher mit Geldbußen, Gefängnis und Vernichtung ihres Nachwerkes bestrafen wie die Fälscher von Nahrungsmitteln und Getränken! Verdient hätten sie es reichlich. Denn ihr Verbrechen an dem nationalen Gute des deutschen Volkes ist wahrlich viel größer und folgenschwerer als das der Butter- und Bierfälscher an der Gesundheit einiger Bevölkerungskreise. Man freut sich jedesmal von Herzen, wenn

*) Im „Deutschen Museum“ von 1812, Septemberheft.

**) In der schon erwähnten Abhandlung: Über das pedantische in der deutschen sprache.

ein elender Brot- und Weinverderber von der strafenden Gerechtigkeit ereilt wird; aber warum sollen die Verderber der Sprache, die Sünder an den geistigen und idealen Gütern der Nation strafflos sein?

(Schluß folgt.)



Heinrich Seidel.



n seinen „Neuen Serapionsbrüdern“ spricht Gutzkow einmal von einem eigentümlichen Leiden, das den Großstädter unfehlbar besalle und das er die Trottoirkrankheit nennt. Der alte Medizinalrat, dem er diese Auseinandersetzung in den Mund legt, bezeichnet damit die Einwirkung jener niemals unterbrochenen Reihe von äußern Eindrücken, denen der auf dem Bürgersteig der Großstadt wandelnde ausgesetzt ist, und die, wenn auch im einzelnen verschwindend klein und unbemerktbar, in ihrer Gesamtheit doch den Geist in fortwährender Unruhe erhalten und so jenen Zustand teils herbeiführen, teils verschlimmern, der unter dem Namen der Nervosität als eine Modekrankheit des jetzigen Geschlechtes im allgemeinen und der Großstädter im besondern bekannt ist. Um sich wöchentlich wenigstens einmal aus dem atemlosen Treiben der Großstadt herauszuretten, versammeln sich in jenem Roman eine Anzahl gleichgesinnter Männer an jedem Montag zu einem Frühtrunk in einer Weinstube, und zwar deswegen Montags, weil an diesem Tage keine Zeitung erscheint und somit dem einfachen Menschentum Gelegenheit geboten ist, ungestört von den Tagesereignissen der Politik sich auszubreiten. Neuerdings ist freilich auch dieses Aufatmen dem Ruhebedürftigen ganz oder wenigstens teilweise abgeschnitten: etwa gleichzeitig mit dem Erscheinen der ersten Kapitel von Gutzkows Roman wurde, „um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen,“ eine Zeitung gegründet, die bloß Montags erscheint, und seitdem suchen auch die andern Tagesblätter die Gunst ihrer Leser sich damit zu sichern, daß sie auch Montags den politischen und sonstigen Neuigkeitshunger des Publikums zu stillen versprechen.

Wer das Bedürfnis fühlt, sich aus dem wirbelnden Treiben der ihn umbrandenden Großstadt in einen ruhigen Hafen zu retten, und doch die Fühlung mit diesem Leben nicht ganz verlieren will, dem bietet sich ein Mittel in den Schöpfungen eines Dichters, dessen Eigenart es ist, gerade aus diesem Wirrsal Stoff zu dichterischen Hervorbringungen zu finden, der es versteht, auf dem unruhigen Hintergrunde des großstädtischen Lebens eine Reihe friedlich idyllischer Bilder hervorzuzaubern, die den Lärm der Riesenstadt nur in so gedämpften Wellen